

Zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm I. anlässlich der 120. Wiederkehr seines Todestages am 9. März 2008

von Stephan Ehmke



Am 9. März 1888 starb nach kurzer Krankheit im fast vollendeten 91. Lebensjahr der erste Kaiser des zweiten Deutschen Reiches, Wilhelm I. Zur amtlichen Mitteilung des Geschehenen erschien Reichskanzler Fürst Bismarck in der Sitzung des Reichstages und nahm unmittelbar nach der Eröffnung das Wort zu folgender Ansprache, die der Reichstag stehend anhörte:

„Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mitteilung von dem zu machen, was Sie bereits tatsächlich wissen werden: daß Se. Majestät der Kaiser Wilhelm heute vormittag um halb neun Uhr zu seinen Vätern entschlafen ist. (...) Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönliche Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines

Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten deutschen Kaisers aus unserer Mitte. Es ist dafür auch kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen, sie leben in dem Herzen eines jeden Deutschen; es hat deshalb keinen Zweck, sie auszusprechen. (...) Meine Herren, die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie als ein unzerstörbares Erbteil allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleiben.“

Nicht wenige Zeitgenossen sahen mit Wilhelm I. das alte Preußen zu Grabe getragen. Der Historiker Heinrich von Sybel schrieb: „Mit stiller Sehnsucht werden unsere Enkel auf den guten Kaiser Wilhelm zurückblicken, der so Großes vollbringen konnte, weil er so gut war.“ Theodor Fontane sprach in seinem 1898 erschienenen Roman „Der Stechlin“ ebenfalls von dem „guten Kaiser Wilhelm“, dem „letzten Menschen, der noch ein wirklicher Mensch gewesen“ sei und schloß: „Der Non-soli-cedit-Adler mit seinem Blitzbündel in den Fängen, er blitzt nicht mehr.“ Der Altphilologe Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf währte, die Grabglocken für den alten Kaiser seien die Grabglocken für das 19. Jahrhundert gewesen. Gustav

Freytag fürchtete gar, daß die Sicherheit des alten Staatslebens dahin sei und schwere Erschütterungen bevorstünden.

In der Tat repräsentierte Wilhelm I. für breite Schichten des Volkes die Stabilität von Staat und Monarchie. Er war ein wirklicher Landesvater gewesen, verkörperte mit seiner ganzen Person und seinem ganzen Leben die alten preußischen Tugenden und stellte sich damit würdig in die Reihe der Besten seiner Vorfahren. Volkstümlich war der alte Kaiser allemal gewesen, wie er tagtäglich von dem berühmten Eckfenster seines Palais unter den Linden aus die Wachparade beobachtete, die Zuschauer, welche neugierig nach oben schauten, stets freundlich grüßend, wie er nur von einem Adjutanten begleitet in den Geschäften unter den Linden Weihnachtsgeschenke einkaufte oder wie er sich einmal die Woche eine Wanne heißen Wassers aus dem „Adlon“ holen ließ, um zu baden.

Ein beispielhafter Soldat ist er ebenso gewesen wie ein treusorgender Familienvater. Die tägliche Arbeit bedeutete für ihn von früh bis spät selbstverständliche Pflicht, wie sie es für Friedrich den Großen gewesen war. Karl Schurz, der 1848 noch vor dem Prinzen Wilhelm in die USA geflüchtet war, wußte später: „Wer nach einem Beispiel dessen sucht, was auf preußisch `Dienst´ heißt, der findet es in Kaiser Wilhelms täglichem Leben.“ Als frommer Christ dachte der Kaiser und König stets rechtlich. Der Krieg gegen seinen „Bruder“ Franz Josef von Österreich, die Annexion Schleswig-Holsteins und die Vertreibung der Welfen aus Hannover waren für ihn harte Brocken, die er erst nach langen Gebeten und mit schweren Gewissensnöten tragen konnte. Seine Liebe galt dem preußischen Vaterland. Er, der nie damit gerechnet hatte und es auch nie angestrebt hatte, König von Preußen zu werden, füllte diese Pflicht wie kaum ein anderer vor ihm aus. Um so schwerer wurde ihm die Annahme der deutschen Kaiserkrone weil er fürchtete, dadurch die Krone Preußens zu erniedrigen. Doch war es nicht zuletzt seine Persönlichkeit, die den Grund für die inneren Einigung des Reiches legte. Verehrt und geliebt wurde er von den Holsteinern ebenso wie von den Bayern. Als zweimal Sozialdemokraten feige Attentate auf den alten Kaiser verübten, war die Empörung landauf, landab groß und ehrlich.

Wilhelms persönliche Bescheidenheit verbot es ihm, die Erfolge der preußischen Politik nur für seine Person zu reklamieren. Bismarck, Moltke und Roon waren ihm fähige und treue Ratgeber, denen er auch folgte, wenn er selbst Bedenken hegte. Der Monarch war klug genug, seine eigenen Grenzen zu erkennen und in den wichtigsten politischen und militärischen Richtungsentscheidungen auf die Männer zu hören, deren Wert er erkannte und die sich bewährt hatten.

Bis zum Tode blieb Wilhelm I. seiner Haltung treu. 1887 bilanzierte er in einem „Allerhöchsten Erlaß“ an das preußische und deutsche Volk: „Neunzig Jahre, ein menschliches Leben, welch eine Zeit. Die göttliche Vorsehung hat meine Wege, wenn auch nicht ohne schwere Prüfungen, sicher geleitet und zu glücklichen Zielen geführt.“ Am 22. März 1887 gratulierten ihm 85 Fürstlichkeiten, fast vollzählig die deutschen Bundesfürsten, Kronprinz Rudolf von Österreich und nahezu alle gekrönten Häupter des Auslandes bis nach Japan. Der Papst, der türkische Sultan und sogar die Französische Republik hatten Vertreter geschickt.

Wilhelm I. war der Doyen der Monarchen. Sechzehn Jahre trennten ihn vom nächstältesten, dem Bey von Tunis und zwanzig Jahre vom König der Niederlande. Seine Regierung in Preußen und in Deutschland war unter Leitung des Eisernen Kanzlers fest gefügt. Im preußischen Abgeordnetenhaus nahmen Konservative und Freikonservative 195 von 433 Sitze ein. Im Reichstag von 1887 hatten sich die konservativen Mandate von 106 auf 121 vermehrt; die mit den Konservativen in einem Kartell verbundenen Nationalliberalen hatten es von 51 auf 99

Sitze gebracht, das Zentrum sich bei 98 gehalten, während die Freisinnigen und Sozialdemokraten halbiert worden waren.

„Um zwanzig Jahre verjüngt“ fühlte sich der Kaiser, als das Parlament pünktlich zu seinem Geburtstag der Militärvorlage zustimmte, welche eine deutliche Erhöhung der Friedensstärke der Armee vorsah. Diese war notwendig geworden, weil sich die außenpolitische Lage des Reiches verändert hatte. Auch Wilhelm I. mußte erkennen, daß die Russen Alexanders III. nicht mehr die Russen Alexanders II. oder gar Nikolaus I. waren. „Was ist aus Rußland geworden, in welchem wir so glückliche Zeiten in vollen Zügen genossen“, klagte er 1882 seiner Schwester Alexandrine. Wie viele altpreußische Konservative war auch Wilhelm in den Eindrücken des antinapoleonischen Kampfes groß geworden. In den Schlachten der Befreiungskriege hatte er sich als junger Offizier an der Seite seines Vaters Friedrich Wilhelms III. das Eiserne Kreuz verdient. Mit Bewunderung blickte er auf die russischen Verbündeten und ihren „Heldenkaiser“ Alexander I. Die „Heilige Allianz“ der großen Monarchien gegen das Ungeheuer der Französischen Revolution war auch für seine Weltanschauung prägend gewesen. Und nun?

Am Zarenhof waren die deutschfeindlichen und franzosenfreundlichen Kräfte stärker geworden. Der Reichskanzler, nach wie vor vom „cochemar des coalitions“ geplagt, mußte einen Abfall Rußlands von der bisherigen Bündnispolitik befürchten. Die alte Einigkeit des „Dreibundes“ mit Österreich war längst schon dahin. Dennoch war Bismarck mit dem 1887 auf drei Jahre geschlossenen geheimen „Rückversicherungsvertrag“ noch einmal ein diplomatisches Meisterstück gelungen. Aber wie lange würde das halten?

Am Ende seines langen Lebens sah Wilhelm I. Unheil auf Europa zukommen und auf das Haus Hohenzollern. Im November 1887 wurde die Kehlkopferkrankung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm definitiv als Krebs diagnostiziert. „Das ist ein harter Schlag, den die Vorsehung aussendet“, klagte der Vater. Zum Oberhofprediger Rudolf Kögel sagte er mit Tränen in den Augen: „Im Himmel wird mir bald das Rätsel gelöst werden, warum diese Fügung über uns verhängt ward.“ Bismarck riet dringend dazu, den Prinzen Wilhelm in die Staatsgeschäfte einzuführen. Wilhelm I. stimmte widerwillig zu, weil er wußte, wie das auf seinen kranken Sohn wirken würde.

Auch im 91. Lebensjahr hatte sich der Kaiser nicht geschont. Anlässlich der Grundsteinlegung des Nordostsee-Kanals Ende 1887 besichtigte er das im Kieler Hafen in Parade liegende Geschwader, auf der Kommandobrücke des Avisos „Pommerania“ stehend, trotz des starken Windes. In die Kajüte wollte der alte Herr sich nicht abschieben lassen. „Wenn mich meine Matrosen schon einmal zu Gesicht bekommen“, meinte er, „sollen sie mich auf dem Verdeck sehen.“

Zu Beginn des Jahres 1888 stellten sich bei dem alten Kaiser ernste Gesundheitsprobleme ein, die sich rasch verschlimmerten. Zum letzten Mal in der Öffentlichkeit war Wilhelm I. am 22. Februar 1888, einem Sonntag, gemeinsam mit dem Enkel Wilhelm und seinen vier Urenkeln erschienen. Am 7. März versammelte sich eine schweigende Menge vor dem Kronprinzenpalais und las das Bulletin der Ärzte: „Bei Sr. Majestät dem Kaiser und König haben sich zu den seit Sonnabend, den 3. d. M. vorhandenen, allgemeinen Erkältungserscheinungen, welche mit einer Affektion der Halsschleimhaut und Reizung der Augenlidbindehaut verbunden waren, in den nächsten Tagen öfters eintretende schmerzhaft Unterleibsbeschwerden gesellt. Seit gestern hat sich auch der Appetit wesentlich vermindert. In Folge dessen ist eine merkliche Abnahme der Kräfte eingetreten.“

Den Morgen des folgenden Tages hatte der Kaiser nach einer unruhigen Nacht bei klarem Bewußtsein begonnen. Er lag, mit weißer Jacke und rotseidenem Halstuch, in seinem Schlafzimmer wie stets in halbsitzender Stellung, auf seinem eisernen Feldbett, das er nun sein „Kranken- und fast Sterbebett“ nannte. Die Familie war zugegen: Kaiserin Augusta im Rollstuhl, Tochter Luise mit ihrem Mann, dem Großherzog von Baden, Prinz und Prinzessin Wilhelm. Der Sohn, Kronprinz Wilhelm, selbst auf den Tod erkrankt, war in San Remo, wo ihn ein Telegramm des Reichskanzlers erreichte: „Sofortige Rückkehr notwendig“.

An seinen „armen Fritz“ dachte der Kaiser ständig. Mittags ließ er Bismarck rufen, der über die letzte Unterredung mit seinem Herrn berichtete: „Ich erlangte von ihm die Ermächtigung zur Veröffentlichung der schon am 17. November 1887 vollzogenen Order, die den Prinzen Wilhelm mit der Stellvertretung beauftragte in Fällen, wo Se. Majestät einer solchen zu bedürfen glauben würde. Der Kaiser sagte, er erwarte von mir, daß ich in meiner Stellung verbleiben und seinen Nachfolgern zur Seite stehen würde... Ich gab meiner Bereitwilligkeit Ausdruck, seinen Nachfolgern mit demselben Eifer zu dienen wie ihm selbst. Seine einzige Antwort darauf war ein fühlbarer Druck seiner Hand.“

Dann aber, so Bismarck weiter, „traten Fieberphantasien ein, in denen die Beschäftigung mit dem Enkel so im Vordergrund stand, daß er glaubte, der Prinz, der im Dezember 1886 dem Zaren in Brest-Litowsk einen Besuch gemacht hatte, säße an meiner Stelle neben dem Bette, und, mich plötzlich mit Du anredend, sagte: `Mit dem russischen Kaiser mußt Du immer Fühlung halten, da ist kein Streit notwendig“.

Am Nachmittag erschien Oberhofprediger Kögel. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Christus ist die Auferstehung und das Leben.“ betete er, und Wilhelm antwortete: „Das ist richtig.“ Man gab ihm etwas Wein, und er sagte: „Es schmeckt überhaupt nicht.“ Doch es schien ihm gut zu tun. Er zog die Hand unter der Decke hervor und strich sich den Schnurrbart, verlangte ein Glas Champagner und etwas Suppe. Er fragte nach Moltke, dem Prinzen Wilhelm, und fing noch einmal zu reden an.

„Der Kaiser begann damit“, berichtete der „Deutsche Reichsanzeiger“, „dem Prinzen Wilhelm von der Armee und Preußens gesamten Volk zu sprechen. Er berührte im Verfolg seiner Worte unsere Allianzen, dann mögliche Kriege der Nachbarvölker und einzelne militärische Einrichtungen derselben.“ Hugo von Reichenbach, der dabei war, meinte gehört zu haben: „Wenn ein Krieg freventlich vom Zaune gebrochen wird, dann bist Du durch Deine Verträge gebunden, wirst dieselben halten und marschieren. Aber pflege die russische Freundschaft.“ Das Reden ging in Phantasieren über, die Stimme wurde undeutlicher, der Atem kürzer, und gegen drei Uhr morgens schlummerte er ein.

Um vier Uhr war der Puls so schwach, daß die Familie, Bismarck und Moltke gerufen wurden. Kögel sprach: „Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort.“ Luise fragte: „Papa, hast Du es verstanden?“ Wilhelm antwortete schwach: „Es war sehr schön.“ Noch einmal machte er die Augen auf, blickte Augusta an und schloß sie für immer. Sanft und schmerzlos verschied er 28 Minuten nach acht Uhr, am 9. März 1888, einem Freitag, dreizehn Tage vor seinem einundneunzigsten Geburtstag, im siebenundzwanzigsten Jahr seiner Regierung.

Am 16. März 1888, nachdem 200.000 Menschen den aufgebahrten Monarchen im Berliner Dom die letzte Ehre erwiesen hatten, wurde Wilhelm I. beigesetzt. Im Mausoleum im Schloßpark zu Charlottenburg fand er seine letzte Ruhe, zu Füßen der Eltern, König Friedrich Wilhelms III. und seiner geliebten Mutter, der Königin Luise, wie er es sich gewünscht hatte.

Noch einmal donnerten die Kanonen der Gardeartillerie, als man seinen Sarg um 15 Uhr 30 in die Gruft senkte.

Wilhelms Sohn, Friedrich Wilhelm, bestieg als todkranker Mann für 99 Tage den Thron Preußens und des Deutschen Reiches. Ihm folgte der jugendliche Enkel Wilhelm II., der seinen Großvater innig verehrte und ihn fortan „Wilhelm den Großen“ nannte – den Einiger der Deutschen Stämme und Gründer des Reiches. Ihm weihte er die „Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche“ am Kurfürstendamm und Denkmäler im ganzen Reich. 1902, vierzehn Jahre nach dem Tod Wilhelms I., waren es 322 an 318 Orten. So vor dem Berliner Schloß das „Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmal“, der Monarch im Feldmantel auf kräftig ausschreitendem Roß, das von einem weiblichen Friedensgenius geleitet wird.

Ist Wilhelm I. ein „Großer“ gewesen? Bismarck sagte: „Kein Großer, aber ein Ritter und ein Held.“ Wir wollen über Superlative nicht rechten. Aber eines darf gesagt werden: Wenn es gewichtige Argumente für die Monarchie gibt, dann sind es Monarchen wie Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen.